

Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **53 (1973-1974)**

Heft 12

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Buch

REALISTISCHE FRIEDENSFORSCHUNG

«Friede auf Zeit – Die Zukunft der Olympischen Spiele»¹

Dieses Buch von Helmut Schelsky verdient hohe Beachtung und weite Verbreitung. Es kreist um die möglichen Konsequenzen der grausigen Ereignisse im Rahmen der Olympischen Spiele 1972 und bietet zugleich einen Ansatz zur Friedensforschung und Friedenspolitik, der sich von allen bisherigen deutlich absetzt. Dieser Ansatz weist zumindest einen gangbaren Weg, der in seinen Anfängen bereits beschritten worden ist.

Hinsichtlich des ersten Punktes dürfte eine kurze Charakterisierung genügen: Schelsky begründet aus der Tradition der Olympischen Spiele die Richtigkeit des kategorischen Entscheides von Avery Brundage: «Die Spiele müssen weitergehen.» Die Ausführungen enden mit einer «Hommage à Brundage», die dieser angesichts einer ihm keineswegs nur zustimmenden Öffentlichkeit zu Recht erfährt: «Die persönliche Leistung Brundages besteht darin, dokumentiert zu haben, dass die Idee der Olympischen Spiele sich gegen die politischen und intellektuellen Konflikte unter den Staaten der Welt als Idee der Friedensstiftung auf Zeit durchzusetzen vermag. So nebenbei ist es ihm gelungen, die Standhaftigkeit eines prinzipiellen politisch-moralischen Handelns gegenüber den wechselnden und prinzipienlosen Einflüssen einer öffentlichen Meinungsmache vor der Weltöffentlichkeit darzutun ...» (S. 78f). Manche

Kritiken des Entscheides waren damals laut geworden, die in den ernstzunehmenden Vorwürfen gipfelten, «über Leichen hinweg» ginge es in den «Spiele» nun weiter um das «Nachjagen nach persönlichem Ruhm», das sei «Missachtung der minimalsten menschlichen Anständigkeit». Dem hält Schelsky unter anderem entgegen: «Das <Spiel> hatte einen grösseren und menschlicheren <Ernst> als die Vertreter dieser Vorwürfe begreifen können» (S. 77).

Hiermit ist der zweite wesentliche Gesichtspunkt des Buches angesprochen, der ohne Zweifel seine Wirkung in der einschlägigen Wissenschaft nicht verfehlen wird, selbst wenn man ihn nicht explizit werden lässt. Ich glaube, der Grundgedanke kann wie folgt zusammengefasst werden:

Friede auf Zeit war die Voraussetzung für die Entstehung der Olympischen Idee und aller Olympischen Spiele. Während der Spiele durfte kein politischer Konflikt ausgetragen werden, vereinten sich politische Gegner im friedlichen Wettstreit, ohne dass ein Teilnehmer den Bruch des befristet gesetzten «Waffenstillstands» zu fürchten brauchte. Es ehrte die Teilnehmenden, wenn sie sich diesem ungeschriebenen Gesetz unterwarfen. Aus der Perspektive dieses Gesetzes wird die olympische «Formel» begründbar und vertretbar, nicht der Sieg im Olympischen Wett-

streit, sondern die Teilnahme sei das eigentlich Bedeutsame. Diese Formel, im Laufe der Zeit meist anders, nämlich als Trost für den Unterlegenen interpretiert, ist tatsächlich eine ethische Forderung, selbst in einer verfeindeten Welt die prinzipielle Möglichkeit des Friedens offenzuhalten, ja zu praktizieren.

Die Überlegungen von Schelsky, der in den letzten Jahren verschiedentlich mit gewichtigen Stellungnahmen zu politischen Zeiterscheinungen hervorgetreten ist und weite Resonanz gefunden hat, sind für eine ernstzunehmende Friedensforschung ein bemerkenswerter Ansatz, ja ein Schlüssel von soziologischem Gehalt, der der Friedensforschung neue Räume eröffnen könnte. Ein besonderer Vorzug der Darlegungen von Schelsky ist, dass er hohes theoretisches Niveau, politische Praxis und Sozialethik – verstehbar für jedermann – miteinander verbindet.

Friede ist realisierbar «auf Zeit» und in bestimmten Bereichen. Die Menge dieser jeweils begrenzten Bereiche kann vergrößert werden. In der Praxis sind Aktivitäten des Roten Kreuzes, sind Asylrecht, Markt – Frieden und manches mehr als ausgegrenzte Friedensbezirke mit entsprechenden sozialen Normen, Konventionen und Rechten zu begreifen. Friede ist sinnvollerweise nur in der Erweiterung solchen Teilfriedens möglich. Der «totale Frieden», wie er manchem Friedensforscher oder -schwärmer vorschwebt oder vorzuschweben scheint, ist nicht erreichbar, wäre sogar Negation des Friedens. Dazu Schelsky: «Aber dieser totale, alle internationalen Beziehungen umfassende Friedensgedanke fordert zu seiner Verwirklichung folgerichtig eine totale Macht ...»; später: «So schlägt an der

Realität der Gedanke des totalen Weltfriedens sehr bald immer in die Forderung nach der totalen Weltherrschaft um: Der philosophisch-ethische Höhenflug erfährt in den Versuchen seiner Verwirklichung die Dialektik der Verwandlung in einen aggressiven Friedensimperialismus» (S. 10). Diesem «totalen» Friedensgedanken stellt Schelsky seinen *partikularen oder den sachdifferenzierten Friedensgedanken* (S. 11) gegenüber, den er also am «Musterbeispiel» (S. 15) des olympischen Friedens verdeutlicht.

Dieser Friedensgedanke sei aber nicht nur durch das Verbrechen im olympischen Dorf jäh gestört, sondern, zumal bei den letzten Olympiaden, zugunsten nationaler politischer Interessen mehrfach und von verschiedenen politischen Systemen missbraucht worden. Die bundesrepublikanischen Politiker nimmt Schelsky in seiner Kritik nicht aus; offensichtlich hätten die Politiker der verschiedensten politischen Systeme die gleiche Neigung der politischen Auswertung der Olympiaden für ihre ausserolympischen Herrschaftsinteressen. Würden die nächsten Olympischen Spiele, nämlich in Moskau, zur Selbstdarstellung des sowjetischen Systems missbraucht, wäre Kritik aus der Bundesrepublik fehl am Platze; «denn sie hat das gleiche getan» (S. 43). Ich bezweifle jedoch, ob jemals eine Olympiade sich vom Vorwurf politischer Belastung oder gar Verfremdung freihalten kann, es sei denn, es gäbe nur einen Austragungsort, einen übernationalen oder exterritorialen, wie ehemals die Stätte am Olymp.

Der soziologische Gehalt dieser Schrift ist erheblich. Mag er hinsichtlich seines Kerns Vorläufer haben (popularisierend Albert Schweitzer; als So-

ziologen Karl Mannheim, Norbert Elias, Theodor Geiger) – so konkret wurde der recht modische totale Friedensgedanke noch nicht entlarvt, so konkret noch keine Alternative entwickelt. Die terribles simplificateurs, die in der Zunft der Friedensforscher heutzutage den Ton anzugeben scheinen, werden Schelskys Anregungen vermutlich kaum nutzen: Schelskys wohlbegründete pluralistische Gesellschaftsauffassung bietet für diese Schrift die theoretische und weltanschauliche Basis. Sie lässt sich weder in gesellschaftspolitisches Kleingeld

ummünzen und weitergeben; sie lässt sich aber auch nicht im grossen politischen Wurf verwirklichen. Die soziale Basis vor allem, in welcher Formierung auch immer, ist angesprochen und aufgerufen. Wie beschwerlich dieser Weg auch immer sein mag, er erscheint als der wohl realistischste.

Paul Trappe

¹ Helmut Schelsky, *Friede auf Zeit – Die Zukunft der Olympischen Spiele. Texte und Thesen*, Bd. 30, Verlag A. Fromm, Osnabrück 1973, 79 S.

LINGUISTEN AUF DER SUCHE NACH SPRACHE

Zu einigen linguistischen Neuerscheinungen

«*Interlinguistik*» heisst das Buch des Tübinger Romanisten *Mario Wandruszka*¹. Interlinguistik: der Titel ist ein neuer Begriff und man erwartet (und fürchtet) die programmatische Darbietung und Unerlässlichkeitsbehauptung einer neuen Methode. Der Anspruch wird zwar aufgestellt, aber nicht ausgeführt: *was* diese neue Disziplin ist – mit welchen Methoden sie arbeitet, welcher theoretische Ansatz ihr zugrundeliegt – erfährt man im ganzen Buch allerdings kaum. Dagegen erfährt man um so mehr über ihr *Objekt*: die Vielfalt der Sprachen, nicht ihre systematische Einheitlichkeit; die Vielsprachigkeit der Menschen, die Vielsprachigkeit eines Individuums. Wandruszka sieht Sprache – und Sprechen: beides ist bei ihm nicht klar getrennt – als kommunikatives *Mischprodukt* historischer, sozialer, kultureller geographischer Einflüsse. Jeder Mensch beherrscht «Regionalsprachen,

Sozialsprachen, Kultursprachen, Fachsprachen, Gruppensprachen» (127) und alle diese Sprachen sind nicht säuberlich getrennt nach politischen Grenzen, sozialen Gruppen, regionalen Differenzierungen, sondern in der Sprachbeherrschung jedes Menschen vielfach gekreuzt.

Die Kenntnis der geläufigsten westeuropäischen «Kultursprachen», aber auch die Beherrschung der «deutschen Sprachen» erlauben Wandruszka, eine Landschaft in den Griff zu bekommen, in der er ein Netz von Querverbindungen, Kontrasten, Parallelen, Entwicklungslinien sichtbar machen kann – auch dies offensichtlich zur Stützung seiner bekannten These, wie sie im Titel seines früheren Buches formuliert war: «*Sprachen, vergleichbar, unvergleichlich.*» Das Programm, das mit jenem Titel bezeichnet war, deckt auch die zugrundeliegende Motivation dieses Buchs

auf – in gleichem Masse wie sie durch den Titel dieses letzteren – «Interlinguistik» – verdeckt wird.

Denn die entscheidende Schwäche des Buches ist Wandruszkas Unfähigkeit, die grosse Vielfalt sprachlicher Formen theoretisch in den Griff zu nehmen. Die paar Ansätze dazu bleiben polemisch oder kommen nicht über das Bekenntnis der Notwendigkeit einer solchen Theorie hinaus. Das ist um so bedauerlicher, als seine Ambition auf nichts Geringeres als das *Aufbrechen* des monosystematischen Anspruchs der modernen Linguistik zielt, wie er am radikalsten durch die generative Transformationsgrammatik repräsentiert wird. Wandruszka belegt diesen Anspruch durch ein Zitat von *Chomsky*: «Linguistische Theorie beschäftigt sich vor allem mit einem idealen Sprecher/Hörer in einer vollständig homogenen Sprachgemeinschaft, der deren Sprache perfekt beherrscht.» Dieser für ihn beinahe blasphemischen Charakterisierung setzt Wandruszka seine eigene Ansicht von Sprache entgegen – mit Hilfe eines Zitats von *André Martinet*: «Eine Sprachgemeinschaft ist nie homogen... Sprachliche Verschiedenheit beginnt beim Nachbarn, mehr: zu Hause und im einen und gleichen Menschen selbst.»

Beiden Zitaten liegt offensichtlich eine je verschiedene Ansicht von «Sprache» zugrunde. Bei Chomsky ist es nicht eine Sammlung aller möglichen sprachlichen Phänomene, wie sie unsere alltäglichen Erfahrungen und Verhalten prägen; es sind vielmehr die abstrakten Formen von Regelprozessen, die die Voraussetzung des sprachlichen Gebrauchs – das heisst der Verständigung mit Sprache – bilden. Diese Regelprozesse sind in erster Linie theoretische Grössen, aber sie müssen, in was für

einer Form immer, auch im Hirn jedes normalen Sprechers vorausgesetzt werden. «Sprache» beschreibt bei Chomsky also einen Bereich, der im menschlichen *Organismus* lokalisiert ist und der dort den biologisch-genetischen Strukturen wesentlich näher steht als deren kulturellen Ausformungen in einer einzelsprachlichen Struktur.

Eine Kritik wäre hier durchaus möglich gewesen. Man hätte sich nach dem Wert dieser «monosystematischen» Abstraktionsstufe fragen können, welche nicht nur die spezifische Organisation einer Einzelsprache vernachlässigt, sondern gar die Frage aufkommen lässt, inwiefern diese Strukturen überhaupt noch spezifisch sprachliche, und nicht einfach chemisch-neurale Prozesse vertreten. Aber dies tut Wandruszka natürlich nicht, wenn er diese abstrakte Sprachauffassung mit Sprache als der «Summe aller sprachlichen Äusserungen» gleichsetzt. Die vielen sprachlichen Anomalien, Polymorphien, Polysmien sind ihm ein Beweis, dass Sprache ein «ill-defined-system» ist, ein unvollkommen bestimmtes System; die Antwort auf die Frage, warum sich Menschen überhaupt noch verständigen können, oder warum es möglich ist, Fremdsprachen zu lernen, müsste einer solchen Theorie Kopfzerbrechen bereiten. Dabei sei die Notwendigkeit einer Theorie, welche die sprachliche Vielfalt – im räumlichen, zeitlichen und sozialen Bereich – weniger vernachlässigen würde, durchaus nicht in Frage gestellt. Eine solche Rückbesinnung auf empirische Fakten wäre nicht nur ein nützlich Korrelat zur *Pragmatik*², die mehr theoretisch orientiert ist und von «atomaren» Kommunikations-Situationen ausgeht (Sprecher, Hörer, Situation); sie wäre auch ein notwendiges

Korrektiv, das den Linguisten in Erinnerung rufen würde, dass Sprache nicht nur aus <passenden> Beispielsätzen besteht ...

Allerdings ist Wandruszkas «Interlinguistik» dazu kaum fähig. Die theoretische Reflexion bleibt weit hinter seinem Anspruch zurück. Dass sein Buch trotzdem amüsant und lehrreich ist, steht damit nicht im Widerspruch: Für Leser, die Geschmack finden an den «Ungereimtheiten» der Sprache, an einer widerspruchsvollen Vielfalt innerhalb einer Sprache, die oft mit Ähnlichkeiten *zwischen* den Sprachen kontrastiert, hat Wandruszka die Rosinen aus dem europäischen Sprachkuchen herausgepickt, und präsentiert sie hier auf eine leichtverdauliche Art.

Mario Wandruszkas Buch ist gut geeignet, die Schwierigkeiten bewusst zu machen, die sich einer systematischen Sprachwissenschaft bietet, ihr *Objekt* – die «Sprache», oder die «deutsche Sprache» – zu definieren. Die anthropologische Basis der Sprache macht aus ihr nicht nur ein Symbol für die Einmaligkeit und *Gleichförmigkeit* des Menschen; sie ist zugleich ein Reflex der grossen *Variabilität* des Menschen und seiner sozialen und kulturellen Organisationsformen, die durch räumliche Verschiedenheit und zeitliche – geschichtliche – Veränderungen noch weiter ausdifferenziert sind. Die systematische Schwierigkeit, hier nach *einer* Sprache zu suchen, muss die Willkür eines Linguisten beinahe zur Notwendigkeit machen. Statt die kulturellen Formen von Sprache – die Einzelsprachen also – systematisch zu untersuchen, wird dann oft, als Ausweg, *die* Sprache als biologisches *Universale* des Menschen zum Gegenstand gewählt. Die beiden polaren Spielarten sind denn auch auf einer Seite

die *formale* Darstellung der Sprache in einem expliziten Regelsystem, auf der andern das Sammeln, Ordnen, Beschreiben der sprachlichen Vielfalt. Während das eine durch die Abstraktion von den konkreten *Lebensprozessen* zu einer Verzerrung und Verengung des Begriffs «Sprache» führen kann, kommt die andere Richtung in ihrem Anspruch, *alles zu beschreiben*, soweit, dass sie *nicht mehr erklären* kann: jeder umfassende Ansatzpunkt einer Erklärung muss entschlüpfen, da eine solche Theorie nur punktuell wirken kann.

Das Buch von *Hans Eggers*, mit dem selbstbewussten Titel «*Deutsche Sprache im 20. Jahrhundert*» ist ein Beispiel für diese Schwierigkeit³. Schon der erste Satz des Buches zeigt nämlich, dass dieser Titel auch schon die vorsichtige Korrektur einer noch anspruchsvolleren Formulierung ist: «*Die deutsche Sprache des 20. Jahrhunderts*». Und das Vorwort und ganze erste Kapitel sind nichts anderes als eine schrittweise Verengung des Begriffs «deutsche Sprache»: Zuerst wird daraus «Sprache nach 1945»; dann folgt eine zweite Einschränkung: gemeint ist unter «Sprache» die *Schriftsprache*; unter den vielen möglichen schriftsprachlichen Formen werden zwei ausgewählt: *Buch-* und *Zeitungssprache*; aber auch diese Einschränkungen genügen noch nicht: der Personalstil eines Schriftstellers muss ausgeschlossen werden, um den *Zeitstil* besser zu treffen; und auch hier muss weiter gesiebt werden – wenn der Stil der «Schönen Literatur» schon nicht repräsentativ ist für die deutsche Sprache der Gegenwart, dann ist es sicher auch nicht die Sprache der Boulevardpresse, die den «Bodensatz des Zeitstils» darstellt. Eggers entscheidet sich schliesslich für «die Sprache

der *geistigen Auseinandersetzung*, die zu Fragen und Erscheinungen unserer Zeit Stellung nimmt. Und auch hier suchen wir die *Mitte* ...».

Aus «Sprache im 20. Jahrhundert» wird dann am Ende dieser «Engführung»: Ausgewählte Texte aus der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» und «Rowohlt's Deutscher Enzyklopädie» in den Jahren 1961–1963 ... Damit soll keine Kritik am Vorgehen Eggers' geübt werden. Er ist einer der wenigen, der diese Verengung *explizit* durchführt, und er zeigt dabei, wie fragwürdig ein Begriff wie «Repräsentativ» – sonst immer wortlos beansprucht – tatsächlich ist. Es sollte damit aber auch gezeigt werden, wie schwer es eine linguistische Methode haben muss, die versucht, die Komplexität der Sprache von ihren Einzelercheinungen aus zu erfassen und einer Theorie zuzuführen.

Dies ist allerdings nicht das Ziel Eggers'. Er versucht keine Theorie der deutschen Sprache zu liefern, sondern begnügt sich, ein paar spezifische Eigenarten der «deutschen Gegenwartssprache» aufzuzeigen (die Anführungszeichen sind entscheidend!); innerhalb der gemachten Einschränkungen und mit dem Bewusstsein dessen, was «deutsche Gegenwartssprache» hier heissen – und nicht heissen – kann, sind Eggers' Beobachtungen ernstzunehmen: es sind empirische Feststellungen an einem eng begrenzten sprachlichen Korpus, und sie haben schon dann eine Bedeutung, wenn sie als Ausgangshypothesen für weitere Untersuchungen dienen können.

Eggers stellt im heutigen Deutsch zwei besonders auffällige, gegenläufige – aber kausal verschränkte – Tendenzen fest. Verglichen mit dem Sachstil der klassischen Zeit hat die semantische Komplexität von Sätzen *zugenommen* –

und zwar nicht absolut, sondern pro Anzahl Worteinheiten, also bezogen auf die *Länge* der Sätze: wo die Klassiker lange, verschachtelte Sätze schrieben, sind sie heute kürzer, aber die syntaktische – raumgreifende – Komplexität wird ersetzt durch eine lexikalische, raumsparende. Die typische sprachliche Operation für dieses Phänomen ist die *Nominalisierung*, beziehungsweise Substantivierung. Wenn Goethe schreibt: «Es scheint nicht überflüssig zu sein, genau anzuzeigen, was wir uns bei diesen Worten denken, welche wir öfters brauchen ...» könnte das heute durchaus so lauten: «Die genaue Angabe des bei diesen Worten Gedachten, deren Gebrauch häufig ist, scheint nicht überflüssig.»

Diese Tendenz zur Nominalisierung hat natürlich erhebliche Folgen auf die andern Elemente im *System* des Satzes. Dies gilt vor allem für das Verb, welches durch die beherrschende Position des Nomens *semantisch verkümmert*. Damit ist die zweite Tendenz der heutigen Sprache bezeichnet: Die Substantivierung sowie der weitgehende Verzicht auf Nebensätze lässt das Verb zwar nicht verschwinden, da es eine fundamentale Rolle im *Satzgefüge* spielt; aber es wird mehr und mehr durch den Typ des *Funktionsverbs* vertreten, das nicht mehr Vorgänge ausdrückt, sondern auf die Substantive in Subjekts- und Objektposition verweist.

Eggers gibt für dieses letztere Phänomen eine *linguistische* Begründung: er charakterisiert das Verb als Wortart, die eine Fülle syntaktischer Informationen zu tragen habe (Person, Zahl, Zeit, Modus usw.); diese starke Besetzung im Satzgefüge hätte nun eine Entlastung von der inhaltlichen Funktion zur Folge: Das Zunehmen der Funktionsver-

ben – die ja beinahe *bedeutungsleer* sind – sei nicht nur eine Folge der Nominalisierung, sondern auch ein Beweis für diese sprachliche Überladung des Verbs.

Dies sind nur zwei besonders hervorstechende Merkmale der deutschen Gegenwartssprache, die Eggers behandelt. Besonders hier – in einem Bereich, der das «Gesicht» der Sprache sehr stark verändern könnte – erinnert man sich beinahe mit Bedauern an die Einschränkungen, die anfangs gemacht wurden, und man muss folgern, dass diese Beobachtungen keineswegs für *die* deutsche Gegenwartssprache behauptet werden können: die Methode Eggers' (die eine fehlende Theorie impliziert) lässt keine Entscheidung zu über Reichweite der beobachteten Phänomene. Wie weit Nominalisierung, «Deverbalisierung» – aber auch Probleme der Wortbildung, des Wortschatzes und der Wortwahl, die hier nicht erwähnt werden konnten – tatsächlich *typische* Kennzeichen der heutigen Gegenwartssprache sind oder nur Merkmale des Sachstils in Zeitungskommentaren und in der wissenschaftlichen Prosa, darüber lässt sich strenggenommen nicht entscheiden. Eggers' Buch hat – neben den statistischen Analysen – das Verdienst, diese Schwierigkeit nicht verschleiert, sondern expliziert zu haben.

Wandruszkas und Eggers' Bücher sind beides verständliche und einfache Beschreibungen bestimmter Problemstellungen in der heutigen Sprachforschung. Dass man dasselbe nicht auch von R.-A. Dietrichs Buch – «*Wittgensteins Tractatus*» – sagen kann, liegt nicht an einer mangelnden Beherrschung des Sachgebiets, die sich ja oft in der Unfähigkeit zeigt, einfach über Kompliziertes zu reden⁴. Die Verständ-

nisschwierigkeiten, die sich bei dieser Arbeit ergeben, sind vielmehr thematisch begründet. Dietrich versucht eine Interpretation von Wittgensteins «*Tractatus logico-philosophicus*», die insofern neu ist, als sie sich von der gängigen – durch Stenius' Interpretation beherrschten – Wittgenstein-Rezeption absetzt. Einfachheit wäre hier wohl Verrat am *Tractatus* oder – Paradoxie jeder *Tractatus*-Interpretation – Beweis seiner Überwindung im Zeichen des späten Wittgenstein.

Diese Abwesenheit einer einfachen Darstellungsform linguistischer Sachverhalte ist schon viel eher ein Mangel für das von *André Martinet* herausgegebene Handbuch «*Linguistik*»⁵. Wie die meisten Bücher dieser Art hat auch dieses das Talent, sich zwischen die Stühle der verschiedenen Zielgruppen zu setzen, statt eine Brücke zwischen ihnen zu bilden. Für den wissenschaftlichen Gebrauch sind die 51 Kapitel zu allgemein thematisiert, um den – für diesen Publikationstyp notwendigen – Nachteil der Kürze aufzuwiegen. Für jene Nichtlinguisten, die sich im Urwald linguistischer Terminologie orientieren wollen, ist das Vokabular, mit dem die weit gefassten Bereiche – wie «Grammatik», «Schrift», «Sprache und Rede», «Ökonomie», «Neutralisierung», «Phonem» usw., um nur ein paar zufällig gewählte aufzuzählen – schon zu speziell und abstrakt und wird vorausgesetzt statt erklärt.

Mir scheint, das Buch könne seine Herkunft schlecht verleugnen: Es sind *Seminar-Arbeiten* von Studenten und ehemaligen Schülern von Martinet an der Sorbonne, und in vielen Beiträgen zeigt sich die Tendenz eines exzessiv spezialisierten Wortgebrauchs, wie sie für diese <Textsorte> typisch zu sein

scheint. Das <ideale> Publikum für dieses Buch sind denn auch wahrscheinlich die Studenten der Linguistik und ihrer Nachbardisziplinen.

Bernard Imhasly

¹Mario Wandruszka, *Interlinguistik. Umriss einer neuen Sprachwissenschaft*, Serie Piper, 14, Piper, München 1971. –

²Vgl. den Aufsatz von H. Burger in diesem Heft. – ³Hans Eggers, *Deutsche Sprache im 20. Jahrhundert*, Serie Piper, 61, Piper-Verlag, München 1973. – ⁴R.-A. Dietrich, *Sprache und Wirklichkeit in Wittgensteins Tractatus*, Linguistische Arbeiten, 7. Niemeyer-Verlag, Tübingen 1973. – ⁵André Martinet (Hrsg.), *Linguistik. Ein Handbuch*, Verlag J. B. Metzler, Stuttgart 1973.

DIE GRUNDLAGEN DES CHRISTENTUMS

Zum Buch von Erich Brock

Die Absolutheit des kirchlichen Christentums wird heute mehr und mehr in Frage gestellt. Daher die Versuche, das Wesen des Christentums aus seinen Ursprüngen aufzuhellen. Einen solchen Versuch hat auch *Erich Brock* unternommen¹. Unter Berücksichtigung der historisch-kritischen Arbeit des 19. Jahrhunderts will er «die Haupteinsichten, um die es geht», gewinnen aus einem unmittelbaren, vorurteilslosen Zudringen zu den biblischen Berichten. Dass Brock diese Berichte mit den Augen eines Philosophen liest, der einen neuen Weg zur Religion sucht, macht seinen Versuch besonders interessant.

Das Werk umfasst drei Teile: I. «Das Alte Testament» (S. 11–101); II. «Jesus» (S. 102–336); III. «Paulus» (S. 337–367). Die einzelnen Teile bestehen aus Kapiteln mit lateinischen Buchstaben als Überschriften; die eigentlichen Überschriften finden sich am Ende des Bandes S. 369/70.

I.

Eine der Grundlagen des Christentums ist das Alte Testament. Es gilt, aufzuzeigen, was vom Judentum «für das Christentum bestimmend wurde».

Der beherrschende Mittelpunkt des Alten Testaments ist der Gottesbegriff, von dem Brock sagt, er sei «aus dem eigensten Wesen des israelitischen Volkes geboren» (S. 12). Ob der S. 15 erwähnte «leidenschaftliche Monotheismus» des ägyptischen Königs Echnaton die Entstehung des alttestamentlichen Monotheismus beeinflusste, wird nicht erörtert (2. Vgl. S. 61/62).

Israels Gottesbegriff ist nach Brock «mit dem Charakter und Anspruch der Absolutheit durchtränkt ... wie kein anderer zuvor». Gottes absolute Souveränität äussert sich im Erlass eines unbedingt verpflichtenden Gesetzes, das blinde Unterwerfung fordert (S. 14/15). Diese irrationale «Souveränität hat von selber eine Schlagseite zum Bösen hin, zu despotischer Willkür», was an zahlreichen Beispielen nachgewiesen wird (S. 20/21).

Jahwes Willkür tritt eindrucksvoll in Erscheinung sowohl bei der Erwählung Israels, die «fast ganz aus vorgefasster irrationaler Zuneigung» erfolgt, als auch in seinem Verhalten gegenüber den von ihm Erwählten – Jakob, David, Salomo – beziehungsweise Verworfenen (Saul) (S. 22–27).

Die Völker fühlen, dass in Israels Erwähltseinsglauben Überhebung und Vermessenheit liegen, und lehnen daher Israel ab (S. 27–36).

Der «grausamen Seite des alttestamentlichen Gottes», die theologischerseits gerne übersehen wird, widmet der Verfasser ein eigenes Kapitel (IV; S. 36–43). Danach hat Israel seine eigene, zumal bei der Eroberung des ihm verheissenen Landes geübte Grausamkeit «zur Rechtfertigung in seinen Gott hinein projiziert». Kein Wunder, dass auch «die Idee der Rache im Alten Testament eine bedeutende Rolle spielt».

Grausamkeit und Rachsucht Israels richten sich vornehmlich gegen die Heiden als Feinde Gottes und Israels, Götzendiener, Zauberer, Unzüchtige usw., die Ausrottung verdienen. Den durch Heiden verursachten Verlust des gottverliehenen Landes führt Israel auf seine Sündhaftigkeit zurück und kann so mittels des «Schemas Sünde–Strafe, in dem die Theologie bis heute hängen geblieben ist», seinen Gottesglauben aufrechterhalten (S. 43–50).

Im Schrifttum der Propheten sieht Brock die «eigenartigste Leistung der Juden». Die darin enthaltene Ethik ist nach ihm oft von zeitlosem Wert. Die Prophezeiungen waren teils leicht vorauszusehen, teils wurden sie *ex eventu* geschrieben, teils sind sie nicht eingetroffen. Zu letzteren Prophezeiungen gehört die Weissagung, dass ein Rest Israels unter Führung des Messias, des endzeitlichen Idealkönigs, endgültig siegen und die Weltherrschaft erlangen werde (S. 50–59). Die israelitische Prophetie geht «in die spätjüdische Apokalyptik über». Darin taucht der Glaube an ein Leben nach dem Tode auf. Im Exil übernimmt Israel den persischen Dualismus, um so seinen «Gott

zu moralisieren, das Böse aus ihm abzuscheiden»; ferner die Idee der individuellen Unsterblichkeit (S. 59–66).

Wie in der Religion überhaupt spielt auch in der israelitischen die Kleinhheitsideologie eine bedeutende Rolle: Jahwe liebt die sich selbst vor ihm erniedrigenden Kleinen. Die Grossen, die allein mit dem Leben fertig werden, sind Gott verhasst.

Als das vielleicht Schmerzlichste im Alten Testament bezeichnet Brock, dass die oft wunderschönen Worte des Gottvertrauens der Frommen unlöslich verbunden sind «mit dem ebenso heissen Verlangen nach Vernichtung der gottlosen Heiden und Feinde» – nach Brock die «Vulgärform einer innersten Antinomie der Religion überhaupt», die an Dämonie hinführe.

Der unbekannte Verfasser des Buches Hiob, «einer der grössten religiösen Dichter aller Zeiten», wirft das Problem der Gerechtigkeit Gottes auf. Gegen den vorherrschenden Willkürgott-Glauben setzt sich Hiob ein für die Vernünftigkeit des göttlichen Tuns. Er klagt daher Jahwe an wegen dessen ungerichten Verhaltens ihm gegenüber und fordert Gerechtigkeit von Gott. «Das ist», schreibt Brock, «die Stunde, wo die Menschenwürde (19,9) geboren wird», und damit die Menschlichkeit.

Der Streit zwischen Hiob und Gott erfährt eine nur «äussere Lösung»: Jahwe beruft sich auf seine durch Machttaten bewiesene Vertrauenswürdigkeit und überschüttet Hiob ebenso masslos mit Glück wie zuvor mit Unglück.

Auf die Hiob-Tragödie folgt ein «Sattyrspiel»: der «Prediger Salomon» (S. 97–101). An dem überkommenen Willkürgott-Begriff zerbricht dem Qoheleth jede lebendige Religion. Unabläs-

sig wiederholt er: «Alles ist nichtig» (1,2). Dennoch predigt er «bescheidenen Lebensgenuss». Da dieser «ohne Religion nicht möglich ist», soll man Gott fürchten und seine Gebote halten.

Im I. Teil seines Werkes korrigiert Brock das von christlichen Theologen idealisierte Bild des alttestamentlichen Gottes, indem er auch dessen negative Eigenschaften: Willkür, Grausamkeit und Rachsucht, ins rechte Licht setzt.

II.

Der II., Jesus gewidmete Teil des Werkes beginnt mit der Frage nach der Quellenlage (S. 103–110).

Das 4. sogenannte Johannes-Evangelium wird als Geschichtsquelle ausgeschieden, dessen «Sondergut» grösstenteils für Dichtung erklärt. Die Denkformen dieses Evangeliums dürfen nicht in synoptische Berichte hineininterpretiert werden, wie dies seitens «rechtgläubiger Kreise» geschah und immer noch geschieht, beispielsweise bei der Anfertigung des Dogmas von Jesu Gottmenschentum, welches Dogma nach Brock «kein offenbartes Mysterium, sondern ein hölzernes Eisen» ist (S. 105).

Der Verfasser sieht kein festes Kriterium, an welchem die Anteile Jesu beziehungsweise der Urgemeinde ausgeschieden werden könnten.

Ein wenigstens negatives Kriterium scheint dem Rezensenten die Enderwartung zu sein, die nach Brock Jesu Lehre «inhaltlich weithin» bedingte (S. 111). Mit dieser Erwartung unvereinbare Aussprüche können demnach keine echten Jesusworte sein.

«An glatte Erfindung» solcher Worte glaubt Brock nicht. Nur leichte Verfälschungen gibt er zu. Die Geburtsgeschichte führt er jedoch auf «Gemein-

delegenden» zurück. «Von Jesu Lehre (und Wesen)» besitzen wir nach ihm nur ein Bruchstück» (S. 109).

Dieses Bruchstück will Brock vorurteilslos interpretieren, stets bemüht, in Jesu Gedanken und Gefühlswelt einzudringen, wobei er – nach eigenem Geständnis – sich «an die Grenzen des Vertretbaren und Deutbaren» vorwagt, ja – nach Meinung des Rezensenten – diese Grenzen nicht selten überschreitet.

Jesu Verhältnis zu Gott ist von einzigartiger Intensität, jedoch «nicht ganz zu klären». Er sieht zwar in Gott vornehmlich den liebevollen Vater, der aber gelegentlich Züge des harten, amorali-schen Willkürgottes des Alten Testaments annimmt (siehe bes. S. 179–188).

Aus seinem Gottesverhältnis heraus weiss sich Jesus berufen, die Nähe des von den Propheten verheissenen Himmelreichs zu predigen, die Juden aufzurufen zu Reue und Umkehr zwecks Vergebung der Sünden, die den Eintritt ins Himmelreich verhindern. Sünde ist für Jesus «in erster Linie Schuld gegen Gott». Sie kann aufgehoben werden durch Wiederzuwendung zu Gott, wie Jesus sie fordert. «Eine «Erlösung» im paulinischen Sinn» kennt er nicht. Zwar erfolgt auch für ihn «die Vergebung aus Gnade», aber deren Voraussetzung, die Reue des Sünders, ist doch dessen «eigene Tat» (S. 179–190).

Erstaunlich positiv ist Brocks Einstellung zu Jesu Wundertaten, sogar zu den Teufelsaustreibungen. Er scheint an Besessenheit zu glauben (vgl. S. 122), also auch an den Teufel, «das Prinzip des Bösen selbst» (S. 126).

Neuerdings haben nicht nur evangelische, sondern sogar katholische Theologen «Abschied vom Teufel» genommen³.

Ebenso originell wie tiefeschürfend

sind Brocks Ausführungen über Jesu endzeitlich bedingte Lebensbejahung, über dessen zwiespältige Einstellung zum Besitz, Wertung des Geschlechtlichen, das für ihn «eine unproblematische Natursache» ist, und Verhalten gegenüber den Frauen, für deren «Subjektsein» er sich einsetzt (S. 129–152).

Die alttestamentliche «Kleinheitsideologie» findet sich auch bei Jesus. Seine «Kraftforderung» zur Bekehrung wegen des Einbruchs der Endzeit richtet sich an die Kleinen, an die Sünder, um ihnen «Vertrauen ... zu ihrem Heil» zu machen (S. 156–169).

Obwohl hochbegabt, scharfsinnig und im jüdischen Schrifttum bewandert, und obgleich ihm vom Vater «alles übergeben wurde» (Mt. 11,27, Lk. 6,22), hat sich Jesus «zu den Kleinen gezählt», die für ihn zugleich Sünder und Prädestinierte sind (S. 170–174).

Erstaunlich, dass Jesus, dem die «Kleinen» so am Herzen lagen, kein Wort für die Kleinsten, die Sklaven, gefunden hat. Offenbar hat er deren elende Lage «als etwas Gegebenes» hingenommen (S. 203/04).

Gelegentlich treibt Jesus die Dialektik «an die Gefahrenzone des Widersinns». So sind die Sinnbilder Gottes in seinen Gleichnissen oft harte, sittlich fragwürdige Typen (S. 179–190).

Jesu «masslose persönliche Gereiztheit», ja Hass gegen die Pharisäer, diese Heuchler, die Religion und Sittlichkeit anderen erschweren, sich selber aber leicht machen, beanstandet der Verfasser, weil der Vorwurf der Heuchelei in dieser Allgemeinheit unberechtigt war (S. 190–199).

Jesu Einstellung zur Freiheit und zum mosaischen Gesetz widmet Brock drei Kapitel (XIX–XXI; S. 204–221). Nach ihm hat Jesus «kein klares Be-

kenntnis zur Freiheit» abgelegt. Die von ihm indirekt beanspruchte Freiheit richtet sich nicht gegen das Gesetz, dessen «Ernstnahme» er «bis zum Absoluten» statuiert (Mt. 5,17–20) (S. 216), sondern gegen pharisäische Übertreibungen des Gesetzes.

Das im Gesetz verankerte «Lohndenken als Moralinstrument» wird von Jesus «unbefangen» übernommen: Das Leben ist an das Halten der Gebote geknüpft (Mt. 19, 17b) (S. 221–226). «Um eines Lohnes willen» geschieht nach Jesus sogar «echte Liebe», die «ein Opfer gegen die Natur» ist, insbesondere die Feindesliebe, die Jesus predigt, aber gegen die Pharisäer nicht übt (S. 226–231).

In weitere Widersprüche verwickelt sich Jesus mit seiner «Vorschrift des Nichtwiderstandes gegen das Böse» und des «Nichtrichtens», die unhaltbar sind, wie Jesus selber den Pharisäern gegenüber bewiesen hat. Ein Beispiel des Nichtrichtens enthält die Geschichte der Ehebrecherin (Joh. 8, 1–11), die Brock für echt hält (S. 236–242).

Zu Jesu Heilsverheissungen gehören auch Unheilsdrohungen: Übeltäter und Gottlose, insbesondere Heiden, erwartet die Verdammung zu ewigen Feuerqualen. Diese Vorstellung nennt Brock «die teuflischste – die *absolut* teuflische – die je ein Menschenhirn ausgebrütet hat». Dass Jesus sie zwar nicht ausgebrütet, aber übernommen hat, «entlastet ihn nur unwesentlich» (S. 247 bis 250).

In der Verfluchung des Feigenbaums (Mt. 21, 16–22) sieht Brock «eine symbolische Bestrafung des Volkes», das nicht glauben wollte, sowie einen «Beweis für die Allmacht des Glaubens», der Gutes und Böses wirken kann (S. 251–256. Vgl. S. 292).

Obwohl nach Jesus das Heil ausschliesslich für die Juden bestimmt war, hat er «keine Schwierigkeit, sich die ... Verdammung der grossen Überzahl» der Juden vorzustellen. Heiden kommen für das Heil nicht in Frage, von wenigen Ausnahmen abgesehen. Den Missionsbefehl Mt. 28, 19; Lk. 24, 47 hält Brock für unecht (S. 259–263).

Spannungsreich ist Jesu Verhältnis zu seinen «menschlich und geistig beschränkten» Jüngern, die er trotzdem für auserwählt hält, und denen er einen Machtanteil am Reich verspricht: die Binde- und Lösegewalt, das Sitzen auf Thronen zum Gericht über die zwölf Stämme Israels (Lk. 22, 29–30. Mt. 19, 28).

Demnach war für Jesus das kommende Reich ein irdisches.

Das umstrittene Felsenwort Mt. 16, 16–19 hält Brock für echt, weil die Jünger eine solche Erfindung sich «nicht gestattet haben würden» (S. 267). Nach dem oben erwähnten Echtheitskriterium kann das Felsenwort, das keine Erfindung der Jünger zu sein braucht, nicht von Jesus stammen: Die Stiftung einer Jahrtausende dauernden Kirche ist mit Jesu Enderwartung unvereinbar.

Von Anfang an hat sich Jesus als Messias verstanden mit der Vollmacht, die Welt durch Besiegung des Teufels wieder «in die Botmässigkeit Gottes zurückzuholen». Dieser Optimismus währte bis zur Aussendung der Jünger (Mt. 10, 22). Mit der Verringerung seiner Erfolgsaussichten wandelt sich sein Messiasbegriff: Aus dem siegreichen Messias wird ein leidender und sterbender – ein den Jüngern fremder Begriff (S. 273–277).

Durch seinen Tod will nun Jesus «das Ende erzwingen» und damit seine Wiederkunft, die er «durch Grässlich-

keiten von Weltausmass begleitet sein lässt». Nur die wenigen Auserwählten werden erlöst werden; «eine individuelle Erlösung kennt Jesus nicht (Lk. 21, 29)» (S. 278–282).

Um das Ende so herbeizunötigen, dass die Verantwortung auf die Feinde fällt, greift Jesus zum Mittel der Provokation. Als solche führt Brock an: den Einzug in Jerusalem, die brutale Tempelreinigung, das Schweigen vor Gericht, Jesu Ankündigung, «er werde zur Rechten Gottes sitzen (Mk. 14, 62)», Jesu Bejahung der Anklage, «er sei der König der Juden».

Als wichtigsten Faktor der Beschleunigung des Endes Jesu bezeichnet der Verfasser den Verrat des Judas, der jedoch nicht aus Geldgier geschah. Von Jesus nicht ermahnt, sondern schlechthin verdammt, habe Judas sich verflucht gefühlt. Die Reue, die zu spät kam, habe ihn vernichtet (S. 296–303).

«Angst vor Gottverlassenheit», vor dem Versagen «muss Jesus zuletzt umgetrieben haben». Im Garten Gethsemane erfuhr diese Angst ihre «schauerliche Aufgipfelung». Schliesslich siegte die Ergebung in den Willen Gottes.

Brock glaubt nicht, dass Jesus, «besiegt von Leiden und Angst, ... in Verzweiflung starb» (S. 303–323).

Im Abendmahl sieht der Verfasser ein «Modell aller Symbolik», keine «organisierte Stiftung eines <Sakraments>» (S. 324).

Im letzten Kapitel: «Die allgemeine Artung Jesu» wird dieser charakterisiert als «ein einseitiger Gewaltgeist», der die Welt in «Gut und Böse» spaltet, als ein zwischen Gegensätzen gespannter, «leidenschaftlich erregbarer ... Stimmungsmensch», der «im zeitgeschichtlichen Rahmen» der jüdischen Messias- und Enderwartung befangen

geblieben ist. Seine Lehre, die kein «objektiv-rationales System», sondern «ein Sternenhimmel voll einzelner Strahlungsmittelpunkte» ist, wird gleich nach seinem Tode umgedeutet mittels «Jesu fremden Gedankengefügen».

Aus Brocks Darstellung der Grundlagen des Christentums ergibt sich, dass Jesus das Opfer einer Illusion wurde, nämlich der jüdischen Messias- und Enderwartung – eine Schlussfolgerung, die der Verfasser nicht ausdrücklich zieht.

III.

Der III. Teil des Werkes ist fast ausschliesslich Paulus gewidmet. Die übrigen neutestamentlichen Bücher werden nur kurz erwähnt.

Paulus war nach Brock «von jeher ein grüblerischer, skrupulantischer Geist», ein hochintelligenter Charakter von grosser Willensstärke, ein selbstgewisser Eiferer, der selbstlose Hingabe an seine Sache, die er für Gottes Sache hielt, mit Machttrieb verband.

Seine Bekehrung war ein inneres Erlebnis, das zum Ausgangspunkt wurde für «eine bildhafte Vision». Hinter Pauli Bekehrung nimmt Brock «eine gewisse Steuerung» an, die er bald als «nicht unbedingt sinnvoll, gut und vernünftig», bald als «eine absolut gute und sinnreiche» bezeichnet (S. 342).

Pauli Verkündigung dreht sich hauptsächlich um den Mensch gewordenen Gott Jesus Christus, um dessen die Welt erlösenden Tod sowie um dessen Auferstehung, durch die er den Tod überwand und selbst erhöht wurde.

Das Verhältnis des Paulus zu den Jüngern war gespannt, weil die Jünger die ihnen teure «diesseitige Wirklichkeit Jesu ... nicht dessen Vergöttlichung geopfert sehen» wollten, und weil ihnen

Pauli «theologische Begriffsgymnastik» fremd vorkam.

Es folgen tiefschürfende Ausführungen über «Selbsterniedrigung und Selbsterhöhung» (S. 351–355), «Freiheit und Gehorsam, Die Frau» (S. 355 bis 362) bei Paulus.

Im abschliessenden «Ausblick» (S. 363–367) schreibt Brock: «Das Christentum siegte ... hauptsächlich durch die Staatsgewalt – bei den Gebildeten nicht ohne den Bund mit der griechischen Philosophie.» Christus kam nicht wieder; die Welt lief weiter wie zuvor. Im Christentum erreichte das religiöse Leben eine «einmalige Inständigkeit»; das Dogmenwesen gewann aber «eine Unduldsamkeit und blutrünstige Grausamkeit wie in keiner anderen höheren Religion».

Wir Heutigen können «nirgends mehr ein eindeutiges Gotteswort an uns feststellen». Das Göttliche, das «in ... alles Menschliche und Irdische ... nur mehr oder minder trübe hineinscheint und nur dem ... ringenden Glauben ... erscheinen kann», bleibt das Unvergleichliche, Unbedingte, Entscheidende.

Das Wesen dieses Göttlichen wird nicht näher bestimmt.

Brocks Werk ist eine ebenso vorurteilsfreie wie scharfsinnige Darstellung der Grundlagen des Christentums, aus der sich ergibt, dass der Absolutheitsanspruch des kirchlichen Christentums sich nicht beweisen lässt.

Julius Gross

¹Erich Brock: Die Grundlagen des Christentums, Francke-Verlag, Bern und München, 1970, 370 S. – ²Siehe hierzu Georg Afanasjew: Moses ist an allem schuld, Herbig-Verlag, München, 1971. – ³So Herbert Haag: Abschied vom Teufel

(Theol. Meditat. 23), Benziger-Verlag, 1969. 2. Aufl. 1970. Ferner Joh. Steinbeck: *Mythus u. Wahrheit im N. T.* (Glaube u. Wissen 12), Ernst Reinhardt-Verlag, München, Basel, 1954, S. 17–21.

«Neues Glaubensbuch. Der gemeinsame christl. Glaube», hrsg. v. J. Feiner u. L. Vischer, 2. Aufl., Herder-Verlag, Basel, Wien; Theol. Verlag, Zürich, 1973, S. 424. Bereits in 8. Aufl. erschienen.

Zustimmung zu Erich Brocks «Grundlagen des Christentums»

Wenn ein Laie über ein essentiell theologisches Thema schreibt, so darf auch ein Laie seine Bewunderung dazu äussern, der es ausschliesslich vom geschichtlichen, kulturgeschichtlichen Standpunkt her und hinsichtlich seiner literarischen Qualität würdigen kann.

Heute, am Ende des kirchlichen Zeitalters, wo sich alle festen Positionen aller Konfessionen in offener Auflösung befinden, von den fast zwei Jahrtausende lang erbittert umstrittenen dogmatischen Positionen über die durch Tradition geheiligte Liturgie bis zum Kirchenbau, ist es höchst nötig – und

wäre es schon lange nötig gewesen –, sich der Fundamente zu versichern, die den Abbruch des ungeheuren Überbaus überdauern könnten. Diese Fundamente werden hier in der denkbar gründlichsten und würdigsten Weise in offener, allgemein verständlicher Sprache klargelegt, kritisch, nie polemisch, nie respektlos, ein Werk von tiefem Ernst und ungeheuerem Fleiss, das ich an Gewicht und Ausgereiftheit der «Cultur der Renaissance» von Jacob Burckhardt an die Seite stellen möchte.

Peter Meyer

EIN ZEITGENOSSE GOETHES

J. C. Wezels Roman «Herrmann und Ulrike»

Der vorliegende Faksimiledruck¹ stellt eine doppelte Wiederentdeckung dar: einmal diejenige eines bedeutenden und frühen Exempels des für die deutsche Literatur so entscheidenden Bildungsromans; zum anderen erlaubt er, im Verein mit zwei umfangreichen Nachdrucken desselben Verlags, die Physiognomie eines Autors aufzudecken, der allzulange, aber nicht zufällig, in Vergessenheit geraten war. Damit dürfte endlich die Möglichkeit geschaffen sein, ein Oeuvre einzuholen, das neues Licht

auf die literarischen Verhältnisse am Ende des 18. Jahrhunderts zu werfen imstande ist. Der erste Anstoss zur Wiederentdeckung nach 1945 kam von Arno Schmidt, dem unermüdlichen Aufspürer literarischer Aussenseiter, der in einem seiner Funk-Essays Wezels Antitheodizee-Roman «Belphegor», eines der schonungslosesten Dokumente radikaler Aufklärungsliteratur vorstellte. Nachdrucke dieses nur noch in einem einzigen Exemplar überlieferten Buches erfolgten 1965 gleichzeitig in West- und

Ostdeutschland. Und jetzt publiziert der Metzler-Verlag zu einigermassen erschwinglichen Preisen die beiden grossen Romane «Herrmann und Ulrike» und «Lebensgeschichte Tobias Knauts des Weisen» sowie eine zweibändige Ausgabe der kritischen Schriften mit erschöpfender Bibliographie.

J. C. Wezel entzieht sich weitgehend dem Biographen: geboren 1747 in Sonderhausen, spiegelt sein schlecht dokumentierter Lebenslauf mit den üblichen Stationen des Studiums in Leipzig (dem führenden geistigen und literarischen Ort Deutschlands), dann des Hauslehrers, Reisebegleiters, Theaterdichters und Journalschreibers die Misere des deutschen Intellektuellen im 18. Jahrhundert, vor der selbst grösste Begabungen wie Lessing nicht verschont blieben; 1786 verfällt er unheilbarem Wahnsinn, bis er 1819 vergessen stirbt. Unter seinen zahlreichen lyrischen, satirischen, dramatischen, kritischen und epischen Schriften fällt der grosse Roman «Herrmann und Ulrike» besonders hervor. Kein Geringerer als der geschmackssichere Wieland rühmte ihn als «den besten Roman, ... der (ihm) jemals vor Augen gekommen». In ihm besitzen wir ein bedeutendes Zeugnis für den Aufstieg der von Gottsched abgewerteten Gattung Roman. Zugleich dokumentiert sich in ihm (wie in der gleichzeitigen Dramatik des Sturm und Drang) ein früher Zug zum Realismus, der aber bald wieder durch Idealisierungstendenzen überlagert wurde – um erst eine Generation später, bei Büchner, wieder zu erstarken. Wezel fordert in seiner programmatischen Vorrede, einem wichtigen Dokument zur Romantheorie des 18. Jahrhunderts, aus der Überlegung heraus, dass gerade die Unwahrscheinlichkeit und damit Wirklich-

keitsferne die Gattung in Misskredit gebracht habe, dass alles im Roman «in der Stimmung des wirklichen Lebens sey». Einzig in der sorgfältigen Verknüpfung der Handlung und der psychologisch motivierten Charakterdarstellung, deren formale Adäquate Erzählung und Dialog darstellen (womit sich Episches und Dramatisches ganz im Sinne der zeitgenössischen Theorie [etwa bei Engel] vermischen), entsteht eine Komposition, die ein «poetisches Ganzes» zu machen imstande ist. Wezel visiert die «bürgerliche Epopee» an, als die er lange vor Hegel den Roman versteht: in ihr wird der Raum des Privaten und Individuellen darstellbar, indem der Lebenslauf eines einzigen Helden, und zwar – zwecks grösserer Identifikationsmöglichkeit des Lesers – eines bürgerlichen Helden, nachgezeichnet wird. Es handelt sich um den immer wieder unterbrochenen und in Frage gestellten Aufstieg des Protagonisten zum wohlthätigen und einflussreichen Staatsdiener: am Ende erscheint er «geliebt von seinem Fürsten; geachtet vom Publikum; in einem Posten, wo er den Vorteil einiger tausend Menschen befördern und ihren Beschwerden abhelfen kann; in Umständen, dass er anständig leben, Verachtung mit wohlthätiger Grossmut, und Freundschaft mit Guttaten erwidern kann; in Geschäften, die hinlängliche Abwechslung haben, die Langeweile töten, die Leidenschaften nie zum Sturme emporschwellen lassen, und den guten Mut eher beleben als unterdrücken; im Besitze einer geliebten, so schwer errungenen Gattin; glücklich als Mensch, als Bürger, als Gatte, als Vater – welches Los kann herrlicher seyn?» (IV, 419f.). Entscheidender als diese Summe, in der bürgerliche Utopie unschwer buchstabierbar

ist, die bürgerlichen Herrschaftsanspruch unter dem Vorzeichen der Menschlichkeit vorläufig innerhalb des Feudalsystems artikuliert, sind freilich die Summanden, jene Stationen von Illusionierung und Desillusionierung, die Herrmann und seine endliche Gattin Ulrike (denn neben dem Schema der «räsonnierenden Biographie» hält sich das des Liebesromans, der endlichen Vereinigung des durch widerliche Mächte immer wieder getrennten und geprüften Paares) zu durchleiden und durchlaufen haben; die optimistische Richtung auf ein erreichbares Ziel hin (die im «komisch» des Untertitels ebenso angedeutet ist, wie dieses auf die satirischen Stilelemente hinweist) gilt zwar ebenso für Wielands «Agathon» wie für Goethes «Wilhelm Meister». Doch unterscheidet sich Wezel durch die entschiedeneren Verankerung der Geschehnisse in der zeitgenössischen Gesellschaft: weniger die innere, «geistige» Entwicklung als vielmehr die Erfahrung des Rollenspiels und der Verhaltensweisen im sozialen Raum determinieren Herrmanns wie Ulrikens «Bildung». – Daher findet sich in den vier Bänden ein farbiges und reichhaltiges Portrait der deutschen Gesellschaft vom Fürsten bis zum Handwerker und Landstreicher, ein Bild kleinstädtisch-residentialem wie grossstädtischen Lebens, wobei der satirische Pinsel eigentlich nur vor fürstlichen Personen halt macht (was wiederum von den Zensurverhältnissen her einsehbar ist). Gerade die Fülle an konkreter Wirklichkeitsdarstellung, die anderen zeitgenössischen Autoren unerreichbar war, mag Wieland zu seinem Urteil bewegt haben. Die Intention von

Wezels Romanen zielt weder auf blosser Unterhaltung (der triviale Unterhaltungsroman trat zwar seinen Siegeszug, dessen Schlachtfelder die neu entstehenden Leihbibliotheken bildeten, in eben diesen Jahren an) noch auf direkte moralische Belehrung: die Demonstration eines wahrscheinlich gemachten Aufstieges zu höchster bürgerlicher Wirksamkeit soll vielmehr Chancen und Gefahren desselben aufzeigen. Herrmann ist keine Ausnahme, kein Tugendbold, vielmehr erreicht er erst nach vielen Verführungen und Anfechtungen den richtigen Weg: auch darin liegt ein realistischer Zug, der überdies die grössere Identifikationsmöglichkeit einkalkuliert. Wezel selbst bemerkt dazu: da die Tugend «in unserer Welt nur dünne gesät ist, will ich mich also nicht so sehr an dem Schöpfer versündigen und seine Welt schöner machen, als er es für gut befand». Durch solche bewusste Enthaltensamkeit an gewaltsamer Idealisierung der Wirklichkeit wird der Roman wahrer, wenn auch im rein poetischen Sinne weniger «schön» als diejenigen Wielands und Goethes; seine realistische Prägnanz und illusionsärmere Analyse, der Rückbezug auf die gesellschaftliche Situation und die konkreteren Glücksvorstellungen haben ihn einer idealisierenden Zeit suspekt gemacht; er wartet noch immer darauf, ernst genommen zu werden.

Christoph Siegrist

¹Johann Carl Wezel, Herrmann und Ulrike, ein komischer Roman, Nachdruck der Ausgabe von 1780, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1971.

HINWEISE

Erinnerungen an Doderer

Es entsprach dem Wunsch seiner Freunde, persönliche Erinnerungen an den Dichter zu sammeln und in einem Band zu vereinigen. Aus ihren Beiträgen ergibt sich ein Bild der reichen und markanten Persönlichkeit. Dem Herausgeber, Xaver Schaffgotsch, wäre der Leser freilich dankbar gewesen, wenn er im Anhang knappe Angaben über die Beiträger selbst angefügt hätte. Wer nämlich nicht dem engeren Doderer-Kreis angehört (was nicht bedeutet, dass er das Werk Doderers nicht genau kennt und bewundert!), weiss mit manchem Namen wenig anzufangen und ist in einigen Fällen auf Vermutungen angewiesen. Neben Hilde Spiel und Friedrich Torberg, Herbert Eisenreich und Ernst Alker erinnern sich in diesem pietätvollen Bändchen andere, deren Persönlichkeit und Stellung zu Doderer nicht immer deutlich wird (Biederstein-Verlag, München).

*

Čechov neu übersetzt

In der Reihe der Diogenes Taschenbücher (detebe) erscheint eine Werkausgabe Čechovs, die nicht nur in der Transkription des Dichternamens den Zeichen folgt, die heute in der Slavistik üblich sind, sondern sich zum Ziel gesetzt hat, den russischen Dramatiker so treu und vollständig wie möglich der deutschen Sprechbühne zur Auseinandersetzung anzubieten. Denn die Werke des bedeutenden Dramatikers zählen noch immer zu ihren kaum schon gelösten Aufgaben. Hoffentlich ändert sich das. *Peter Urban*, der Čechov neu übersetzt hat, verbindet wis-

senschaftliche Genauigkeit mit Bühnenverständnis. Vergleiche mit früheren deutschen Versionen, stichprobenweise nur vorgenommen, bestätigen nicht nur die Sprechbarkeit dieses deutschen Textes, sondern auch seine Luzidität. Wer Stimmung als Wesensmerkmal sucht, erkennt hier, dass sie jedenfalls nichts zu tun haben kann mit Verschwommenheit, Unklarheit, Sentimentalität. Jedes Bändchen enthält ein Werk als Einzelausgabe: «Die Möve», «Der Kirschgarten», «Der Waldschrat», «Onkel Vanja», «Drei Schwestern», «Ivanov». Von besonderem Interesse dürfte «Platonov» sein, meist als das «Stück ohne Titel» bekannt, ein Frühwerk, das sich im Nachlass vorfand. Die Varianten und Lesarten zu diesem wie zu den bekannten Werken sind im Anhang mitgegeben, ferner Auszüge aus Notizbüchern und weitere Anmerkungen (Diogenes-Verlag, Zürich).

*

Euripides – griechisch und deutsch

In der Tusculum-Bücherei des Heimeran-Verlages liegt der zweite Band der Tragödien und Fragmente von Euripides in *Ernst Buschors* Übersetzung vor. Er enthält «Die Kinder des Herakles», «Hekabe» und «Andromache». Das grosse Nachwort Buschors zu seinen Übersetzungen wird ergänzt durch die Anmerkungen des Herausgebers, Gustav Adolf Seeck. Die übersichtliche Anordnung des Originaltextes und der Vers für Vers entsprechenden Übersetzung auf einander gegenüberliegenden Seiten erlaubt es dem Griechischkundigen, Euripides – begleitet von Buschors exakter und lesbarer Übersetzung – im Original zu lesen.